



FRAUENGENOSSENSCHAFTEN – GENOSSENSCHAFTSFRAUEN

Von Barbara Bollwahn

MGV, taz, ZdK (Hrsg.)

Liebe Leserinnen und Leser,

„Wir packen den Alltag anders an“, erklärt Gesa Schwertfeger die Tatsache, dass in ihrem Unternehmen kaum Männer arbeiten. Frauen seien „praktischer, fleißiger, einsatzfreudiger, einfühlsamer und besser organisiert“ ergänzt ihre Kollegin Christa Paetow. Gemeinsam leiten die beiden die Konsumgenossenschaft Hagenow eG. „Sobald Männer dabei sind“, weiß auch Diplom-Ingenieurin Käthe Fromm aus leidvoller Erfahrung, „nehmen sie sich die wichtigsten Funktionen, und die Frauen sind für den Kaffee und das Protokoll zuständig.“ Bei „Windfang“ ist das anders, denn hier dürfen nur weibliche Personen Genossenschaftsanteile erwerben. Die erste Windkraftanlage der 1992 gegründeten ersten „Frauen-Energie-Gemeinschaft“ war noch in feministischem Lila gestrichen. Heute produziert der alternative Energieversorger Strom für umgerechnet 1.800 Haushalte – natürlich auch für Männer.

Wenn Frauen Unternehmerinnen werden, wählen sie zur Finanzierung ihrer Geschäftsidee oft und gerne die Form der Genossenschaft. Die dem Genossenschaftsprinzip innewohnende Möglichkeit, den Betrieb gemeinsam mit anderen aufzubauen und organisch wachsen zu lassen, gibt den Ausschlag. Umgekehrt investieren Frauen gerne in Genossenschaften, weil ihnen die Idee der Teilhabe durch Mitgliedschaft gefällt.

Dieses Buch stellt exemplarisch zwölf Genossenschaften vor, die von Frauen gegründet und/oder geführt werden. Ihre Unternehmen heißen augenzwinkernd „WeiberWirtschaft“ oder „Milchmädchen“. Sie verfolgen ganz verschiedene Geschäftsziele und haben individuelle Vorgeschichten. Es gibt kleine lokale Initiativen genauso wie bundesweit bekannte Unternehmen. Aber allen ist zweierlei gemeinsam: Sie sind erfolgreich und verkaufen ihre Produkte – ob Milchkaffee oder Haushaltsstrom, ob Lebensmittel oder Finanzdienstleistungen, ob Tageszeitungen oder Pflegedienste – selbstverständlich auch an Männer.

Die Herausgeberinnen



Konsumgenossenschaft Hagenow

Mit Pragmatismus zum Erfolg

6



„Windfang“ FrauenEnergieGemeinschaft

Frauen sagen, woher der Wind weht

11



Konsumgenossenschaft Haldensleben

„In vielen Dörfern sind wird der Platzhirsch“

13



WeiberWirtschaft Berlin

Mutige Weiber tun sich zusammen

16



Genossenschaft „Milchmädchen-Kollektiv“

Sechs Milchmädchen wollen Spaß

19



Frischemarkt Bad Schlema

„Man muss sich trauen und einfach machen“

20



Konsumgenossenschaft Weimar

Von der jüngsten zur dienstältesten Vorstandsvorsitzenden

25

27

Raiffeisenbank Sebnitz

Mit der Genossenschaft verheiratet



30

Kunst- und Gewerbe-genossenschaft Feinkost Leipzig

Ein realistischer Traum



32

Assistenzgenossenschaft Bremen

Selbstbestimmt im Rollstuhl



35

die tageszeitung

Mit ganzem Herzen für Presse- und Meinungsfreiheit



37

Familiengenossenschaft

„Die richtige Idee zum richtigen Zeitpunkt“



40

Helma Steinbach

Pionierin der Gewerkschaften und Genossenschaften



41

####Die Autorin#####

Barbara Bollwahn



Konsumgenossenschaft Hagenow

Mit Pragmatismus zum Erfolg



Barbara Bollwahn

*Christa Paetow und
Gesa Schwertfeger,
Geschäftsführerinnen
Konsumgenossenschaft
Hagenow eG*

Es waren immer Männer im Vorstand, die ihnen sagten, wo es langzugehen hat. Zu DDR-Zeiten waren es stramme Genossen mit Parteauftrag. Nach dem Ende der DDR waren es dynamische Finanzjongleure aus dem Westen. Christa Paetow, 58, und Gesa Schwertfeger, 46, haben sie kommen und gehen sehen. Heute stehen die beiden Frauen

selbst an der Spitze. Sie sind der Vorstand der „Konsumgenossenschaft Hagenow eG“. Zu DDR-Zeiten hatte jeder Kreis eine Konsumgenossenschaft, der Konsum wickelte über 30 Prozent des Einzelhandels ab, besonders in ländlichen Regionen, die Mitgliederzahl belief sich auf insgesamt 3,8 Millionen. Heute ist die Hagenower Genossenschaft die einzige Konsumgenossenschaft, die es überhaupt noch in Mecklenburg-Vorpommern gibt.

Das ist in großen Teilen der Verdienst von Christa Paetow und Gesa Schwertfeger. Bis zur Währungs- und Sozialunion im Sommer 1990 hatte die Genossenschaft Hagenow fast 20.000 Mitglieder und unterhielt 277 Handelseinrichtungen wie Gaststätten und Lebensmittelgeschäfte mit über 1.100 Beschäftigten. Plötzlich kamen sich die Frauen wie in einem Monopoly-Spiel vor. Sie mussten die Gesetze der Marktwirtschaft lernen, wie Insolvenzen funktionieren und Mitarbeiter entlassen. „Da gab es viele schlaflose Nächte und man hat uns deutlich spüren lassen, dass wir von Tuten und Blasen keine Ahnung haben“, erzählt Christa Paetow, die nach dem Abitur 1971 beim Konsum angefangen und ihm bis heute treu geblieben ist. 1988 wurde sie Vorstandsmitglied, drei Jahre später Vorstandsvorsitzende. Seitdem ist die Handelskauffrau für Handel, Marketing und Immobilien zuständig. „Wir mussten das ganz pragmatisch sehen, sonst wären wir zugrunde gegangen“, ergänzt Gesa Schwertfeger, die sozialistische Betriebswirtschaft studiert hatte und im September 1989 zum Konsum Hagenow kam. Seit 1993 kümmert sie sich im Vorstand um Finanzen und Personal. Die Frauen hatten mit Banken zu tun, die darauf bestanden, dass mindestens ein Mann im Vorstand sitzen müsse, oder die einen Zinsaufschlag erhoben, weil ihnen Frauen im Vorstand suspekt waren. Zugrunde gegangen sind sie nicht. Das hat sie eher selbstbewusster gemacht. Als ihre Genossenschaft mit der Konsumgenossenschaft West-Mecklenburg fusioniert werden sollte, lehnten sie ab. Sie wollten ihre Eigenständigkeit behalten.

Jetzt betreibt die Genossenschaft Hagenow in Südwestmecklenburg bis in die Nähe der Landeshauptstadt Schwerin unter dem Logo eines fetten blauen K (zu DDR-Zeiten präsentierte ein aus einem rauchenden Schornstein und einer Sichel zusammengesetztes rotes K den Konsum), 23 Einzelhandelsfilialen: 13 Lebensmittelgeschäfte, vier Getränkefachmärkte und sechs Filialen, in denen Textilien, Schuhe, Glas und Porzellan verkauft werden. Sie beschäftigen 200 Mitarbeiter, stellen jedes Jahr um die zehn Auszubildende ein und sind ein wichtiger Arbeitgeber in der Region. Der Jahresumsatz liegt bei 24 Millionen Euro. Die Genossenschaft mit jetzt 9.374 Mitgliedern, die mindestens einen Anteil von 30 Euro besitzen, schrieb 1994 erstmals wieder schwarze Zahlen. Zwei Jahre später konnte die erste Dividende in Höhe von fünf Prozent ausgezahlt werden. Zum 60-jährigen Bestehen 2005 gab's doppelt so viel.



Paetow und Schwertfeger sind ein gut eingespieltes Team. Denn sie haben dasselbe Ziel: Sie wollen ein erfolgreiches Unternehmen führen. Im Unterschied zu Männern sehen sie sich dabei klar im Vorteil. „Wir sind praktischer, fleißiger, einsatzfreudiger, einfühlsamer und organisieren uns besser“, sagt Paetow. „Wir packen den Alltag anders an. Da hat der liebe Gott nicht richtig aufgepasst“, ergänzt Schwertfeger und lacht. 90 Prozent der Angestellten sind Frauen. Die wenigen Männer sind als Verkäufer, im Getränkefachgroßhandel oder in der Hausverwaltung beschäftigt.

Ohne die Genossenschaft Hagenow würde es keine Nahversorgung geben. „Wir sind für die Oma da, die mit dem Rad oder zu Fuß kommt“, sagt Schwertfeger. „Bei uns kennt man sich persönlich und plaudert.“ Die Genossenschaft ist für die beiden Frauen wie eine Familie. „Wir machen so ziemlich alles im Team, das hängt mit dem Genossenschaftsgedanken zusammen. Wir kennen jeden Mitarbeiter, jeden Dachziegel, das ist ein Pfand, das wir in die Waagschale werfen können“, sagt Paetow. Statt Ellenbogen und Egoismus ist bei

ihnen Teamgeist und Offenheit angesagt. Doch

sie wissen auch, dass sie sich ständig neu auf dem von Discountern und Rabattschlachten geprägten Markt behaupten müssen. Dazu kommt, dass das Gros der Genossenschaftsmitglieder älter als 70 Jahre ist. Mit jedem Mitglied, das stirbt, fehlen dem Dorfladen 50 Euro in der Woche. Deshalb überprüfen sie regelmäßig ihren Bestand und richten sich nach den Bedürfnissen ihrer Kunden. Im September 2007 bekam die Konsumgenossenschaft Hagenow einen „Oskar“. So wird der Einzelhandelspreis von Mecklenburg-Vorpommern bezeichnet, weil er als höchste Auszeichnung der Branche gilt. Bei der Verleihung wurde besonders der Einsatz der zwei Frauen gewürdigt, die selbst am besten wissen, wo es langgeht.



**Konsumgenossenschaft
Hagenow eG**

Wittenburger Straße 46

19230 Hagenow

www.konsum-hagenow.de

„Windfang“ FrauenEnergieGemeinschaft

Frauen sagen, woher der Wind weht

Frauen und Technik – da verdrehen Männer gerne die Augen. Anfang der 90er Jahre beschlossen 20 Ingenieurinnen und Studentinnen, den Spieß umzudrehen. Während Männer oft viel Wind um nichts machen, wollten sie Wind machen, um einen Beitrag zu einer Energiewende zu leisten. 1992 gründeten sie in Hamburg die erste „Frauen-Energie-Gemeinschaft“ Deutschlands. Ihr Ziel: Planung, Bau und Betreiben von Anlagen auf der Grundlage erneuerbarer Energien. Eine Genossenschaft erschien ihnen die demokratischste Unternehmensform. Unter dem Namen „Windfang eG“ dürfen nur Frauen Anteile erwerben. Weil sich die Mitglieder Mitfrauen nennen, heißt die Genossenschaft Genossinnenschaft.

„Sobald Männer dabei sind“, sagt die Diplom-Ingenieurin Käthe Fromm, eine 54-jährige zierliche Frau mit kurzen braunen Haaren, randloser Brille und Perlen im Ohr, „nehmen sie sich die wichtigsten Funktionen, und die Frauen sind für den Kaffee und das Protokoll zuständig“. Seit 1997 ist sie Vorsitzende des Aufsichtsrates. Viele der Frauen der ersten Stunde liehen sich den Anteil in Höhe von 3.000 Mark, heute sind es 1.500 Euro, zusammen. Über eine Maschinenbauerin, die aus der windreichen Gemeinde Hemme in Schleswig-Holstein stammt, entstand der Kontakt zu einem Bauern, auf dessen Acker die Frauen 1995 ihre erste Anlage mit einem Finanzvolumen von einer Million Mark in Betrieb nahmen. Sie benannten sie nach der nigerianischen Göttin „Oya“, Herrin der Stürme, Gebieterin und Schützerin der Frauen. Als weit sichtbares Zeichen des weiblichen Windfangs wurden die Spitzen der Rotorenblätter violett gestrichen, in der Farbe der Frauenbewegung. „Das war eine 450 Kilowattanlage“, erzählt Käthe Fromm. „Heute lacht man darüber.“ Die Anlage produziert pro Jahr fast 1.000.000 Kilowattstunden und deckt damit den jährlichen Strombedarf von mehr als 300 Vier-Personen-Haushalten. Im Emsland bei Meppen betreibt „Windfang“ zwei Windkraftanlagen. In Hamburg-Ochsenwerder haben die Frauen eine von fünf Anlagen eines kleinen Windparks gebaut. In Volkmarsen in Nordhessen besitzt die Genossinnenschaft drei Windmühlen. Alle sieben Anlagen zusammen produzieren jährlich rund 6 Millionen Kilowatt – Energie für



Barbara Bollwahn

*Käthe Fromm,
Windfang eG*



umgerechnet 1.800 Haushalte bundesweit. Gewartet werden die Anlagen, von denen einige fernüberwacht sind, von sogenannten Mühlen-Wartinnen. In Hemme schaut ein Mann nach dem rechten, der Vater einer Genossin. Außerdem betreibt „Windfang“ auf dem Dach des Bonner Frauenmuseums eine Photovoltaik-Anlage, die die Genossinnen für eine konsequente, umweltschonende Energieversorgung als unverzichtbar ansehen, auch wenn sie viel teurer ist als Windenergie. Der produzierte Strom wird in das Netz der Stadtwerke eingespeist und mit einem Euro pro kWh vergütet.

Käthe Fromm, die Ende der 90er drei Jahre persönliche Referentin eines grünen Umweltsenators war, engagiert sich in ihrer Freizeit bei „Windfang“. Ihre Brötchen verdient sie in einer Behörde, als Baudirektorin beim Hamburger „Landesbetrieb für Straßen, Brücken und Gewässer“. Bei „Windfang“ schätzt sie besonders das „Mitwachsen und Mitgestalten einer Idee, bei der wir alles selbst entscheiden“. Mittlerweile hat „Windfang“ 225 Mitfrauen, die 600 Anteile halten. Obwohl das Projekt seit 1998 eine jährliche Rendite zwischen 4 und 5 Prozent erwirtschaftet, das sind zwischen 60 und 75 Euro pro Anteil, gibt es derzeit einen Aufnahmestop. Längst ist die Windkraft ein lukratives Geschäft geworden, so dass nur noch Windkraftparks mit 10 bis 20 Anlagen ausgewiesen werden. „Das können wir nicht wuppen“, sagt Käthe Fromm. Würden weitere Frauen aufgenommen werden, ohne dass neue Anlagen hinzukommen, würde die Rendite entsprechend geringer ausfallen.

Über die Zukunft von „Windfang“ haben die Frauen in den vergangenen drei Jahren viel diskutiert. „Wir haben uns gefragt, ob wir so klein und schnuckelig bleiben wollen“, erzählt Käthe Fromm. Es gab Überlegungen, bei der Biogasgewinnung einzusteigen. Doch weil das nahe an der Massentierhaltung ist, kommt das nicht in Frage. „Männer würden das sicher anders machen. Uns geht es um das ökologische Prinzip. Wir wollen keine Aktienjunkies sein.“ Trotzdem gab es Änderungen. Seit 2001 wird die Arbeit im Vorstand vergütet. Im selben Jahr wurde die „Windfang goes solar“ gegründet, die erste „eG & Co KG“. Die erlaubt es, Abschreibungen zu tätigen, wenn die Anlagen Verluste einfahren. Der größte Gewinn der Genossenschaft besteht aber nach wie vor darin, dass die Frauen bestimmen, woher der Wind weht. („Jede Genossin ist mehr wert als ihre Anteile“, sagt Fromm.) Männer dürfen nur dann Wind machen, wenn sie ihr Geld einer Frau anvertrauen, die es einbringt.



Windfang eG

c/o Stefanie Usbeck
Dobbenstraße 13
26122 Oldenburg
www.windfang.net

Konsumgenossenschaft Haldensleben

„In vielen Dörfern sind wir der Platzhirsch“



Barbara Bollwahn

Kaum war die Mauer gefallen, wollten die Kunden keine Ostprodukte mehr, sondern solche, die sie aus dem Westfernsehen kannten. Die Konsumgenossenschaft Haldensleben in Sachsen-Anhalt wollte ihre Kunden nicht dauerhaft an Supermärkte im Grenzgebiet verlieren und musste zusehen, den Übergang von der Plan- zur Marktwirtschaft möglichst schnell hinzukriegen. „Das Schwierigste war das Beschaffen der Waren“, erinnert

*Petra Woegel,
Konsumgenossenschaft
Haldensleben*



sich Petra Woege, die nach einer Handelskaufmanns-Lehre beim Konsum Ökonomie und Betriebswirtschaft studiert hatte und kurz vor der Wende als Mitglied in den Vorstand berufen wurde. Eine Lösung fand sich im November 1990, als eine Zusammenarbeit mit der ebenfalls genossenschaftlich organisierten Edeka Handelsgesellschaft Minden-Hannover mbH abgeschlossen wurde. „Ich fand die Wende klasse“, schwärmt die 61-Jährige noch heute. „Endlich konnten wir agieren und etwas bewegen. Und wir konnten schnell etwas machen.“

Zur Währungs- und Sozialunion am 1. Juli 1990 hatten sich die Konsumgenossenschaften Haldensleben und Wolmirstedt zu einer Genossenschaft zusammengeschlossen – zur KONSUM „Optimal-Kauf“ eG Haldensleben. Zu diesem Zeitpunkt betrieb der Konsum, der 1872 als „Consum-Verein in Althaldensleben“ gegründet worden war, 229 Verkaufsstellen und 47 Gaststätten und hatte insgesamt über 1.500 Beschäftigte. Weil es nun nicht mehr darum ging, nur Einkaufsmöglichkeiten zu sichern, sondern Umsatz zu machen, schloss die Genossenschaft unrentable Einkaufsstellen. Fast 200 Läden und 46 Gaststätten wurden zugemacht – und etwa 1.300 Mitarbeiter entlassen. „Sonst hätten wir nicht überlebt“, sagt Petra Woege. Gleichzeitig setzte die Genossenschaft auf die Einrichtung von „neuen, zeitgemäßen Läden“. Dabei konzentrierten sich Woege und ihre Mitstreiter auf sogenannte Niedrigpreis-Märkte, kurz NP, die ebenfalls von Edeka beliefert werden. Bei vielen Standorten hätten Experten gewarnt, sie sollten die Finger davon lassen. „Wir haben keinen einzigen Flop gelandet“, sagt Woege nicht

ohne Stolz. Von den 28 Lebensmittelmärkten, die die „Optimal-Kauf“ eG jetzt betreibt, sind 20 „Niedrigpreis“-Märkte. Dazu kommen sechs kleinere „Optimal-Kauf“-Märkte, ein „Neukauf“ und ein „Aktivmarkt“. Neben den zwei Städten Wolmirstedt mit 10.000 Einwohnern und Haldensleben mit 20.000 ist die Genossenschaft vorwiegend in kleineren Orten der Börde vertreten, die im Schnitt 1.000 Einwohner haben. „Keiner wollte auf dem Land etwas eröffnen“, erinnert sich Woege, die seit 1995 Vorstandsvorsitzende ist. „Das hat uns aber nicht tangiert. Und jetzt sind wir in vielen Dörfern der Platzhirsch.“ Die Zahl der Beschäftigten liegt bei 177, wovon 156 Frauen sind und 31 Auszubildende. Alle 28 Märkte werden von Frauen geleitet. Und im zweiköpfigen



Genossenschaftsvorstand ist Martina Lüdtker neben Petra Woege tätig. Woege findet das Arbeiten mit Frauen angenehm. „Frauen sind ehrgeiziger, sie verwirklichen mit voller Konsequenz ihre Ziele und haben ein klares, strukturiertes Vorgehen“, sagt sie. „Und ihnen ist ein angenehmes Arbeitsklima wichtig.“

Seit 2001 schreibt die Genossenschaft schwarze Zahlen. Der Umsatz liegt bei etwa 50 Millionen Euro. Die Anzahl ihrer Standorte soll in den nächsten Jahren erweitert werden. „Stillstand ist Tod“, weiß die Vorstandsvorsitzende, „und die Kunden wollen ein größeres Sortiment.“ Die Zahl der Genossenschaftsmitglieder ist seit der Wende von 30.000 auf 18.526 zurückgegangen. Maximal dürfen sie 20 Anteile à 25,56 Euro erwerben. Statt einer Dividende gibt es jährliche Weihnachtsfeiern, Betriebsfeste und seit einiger Zeit organisiert die Genossenschaft zweimal im Jahr Lesungen mit freiem Eintritt für die Mitglieder. Und, was wichtiger ist, die Mitglieder können ein Wörtchen mitreden, ob ihr Laden vor Ort bestehen bleibt. Im Unterschied zu anderen Supermärkten ist es den Mitarbeitern ausdrücklich erlaubt, mit den Kunden zu sprechen. Um erfolgreich Märkte in ländlichen Gegenden zu betreiben, muss die Genossenschaft wissen, was die Kunden wollen.

Im Erdgeschoss des Verwaltungsgebäudes der Genossenschaft im Zentrum von Haldensleben erinnert ein Museumszimmer an die Konsum-Geschichte. Da gibt es jede Menge wuchtige alte Registrierkassen, Mitgliedsbücher aus den Anfangsjahren, einen uralten Tresor, rote Auszeichnungswimpel aus DDR-Zeiten und „Bücher der guten Taten“. In dem knapp 200 Einwohner zählenden Belsdorf wenige Kilometer von Haldensleben erinnert gleich eine ganze Straße an den Konsum. Nachdem der dortige Dorfladen 1992 geschlossen wurde, beschloss der Gemeinderat 2005, die Dorfstraße in Konsumstraße umzubenennen.

Mittlerweile hat sich der Konsum auch in die alten Bundesländer vorgewagt. Der 20. Niedrigpreis-Markt wurde im November 2006 in Niedersachsen eröffnet. Und in den neuen Bundesländern gibt es längst wieder eine Nachfrage nach Ostprodukten, die nach dem Mauerfall nicht schnell genug aus den Regalen verschwinden konnten. Die KONSUM „Optimal-Kauf“ eG Haldensleben hat seit etwa zehn Jahren 25 ehemalige DDR-Produkte im Sortiment.

KONSUM „Optimal-Kauf“ eG

Holzmarktstraße 5 - 15

39340 Haldensleben

www.optimal-kauf.de



WeiberWirtschaft Berlin

Mutige Weiber tun sich zusammen



Barbara Bollwahn

*Katja von der Bey,
WeiberWirtschaft eG*

Weiber! Die sind ängstlich, jammern ständig und gehen kein Risiko ein. Um zu sehen, wozu Weiber in der Lage sind, sollte man in die Wirtschaft gehen. In die WeiberWirtschaft. Das ist die erste Frauengenossenschaft seit der Weimarer Republik. Den Beginn machten 17 Frauen, als sie sich 1989 zur WeiberWirtschaft zusammenschlossen. Drei Jahre später war die Zahl der Frauen, die mindestens einen Anteil in Höhe von

200 Mark erworben hatten, auf 321 gestiegen. Sie verhandelten mit Banken, bekamen Darlehen und Subventionen und erhielten schließlich den Zuschlag für einen ehemaligen Produktionsstandort eines DDR-Kosmetikbetriebes in Berlin-Mitte. Sie investierten mehr als 18 Millionen Euro und bauten etwa 7.000 Quadratmeter Büro-, Dienstleistungs- und Produktionsfläche um. 1994 zogen die ersten Weiber in das von ihresgleichen geschaffene Gründungszentrum ein. Dazu kamen ein Neubau mit Geschäften und Sozialwohnungen. Vier Jahre später wurde ihr Tatendrang abrupt gestoppt. Auf dem Gelände wurde ein kontaminierter Baustoff aus der Vorkriegszeit gefunden. Rund 40 Prozent der Gesamtfläche mussten saniert werden. Der Berliner Senat übernahm zwar einen Großteil der Kosten. Doch die WeiberWirtschaft musste einen Eigenanteil von 400.000 Mark aufbringen und konnte ihre Gewerbeflächen nicht vermieten.

In dieser schwierigen Zeit stieg Katja von der Bey hauptberuflich bei der Genossenschaft ein – als Geschäftsführerin. „Wir sind daran gewachsen“, sagt die 45-Jährige. „Wir haben ganz handfest geübt, wie Krisen zu bewältigen sind.“ Dazu richteten die Frauen ein Klärwerk ein. So nannten sie ihre interne Mediationsstelle, in der Probleme, Unstimmigkeiten, Sorgen besprochen und geklärt wurden – bis heute. „Übertriebene Harmonie bringt nichts“, räumt von der Bey mit einem weiteren Vorurteil auf. „Das wissen die Frauen selbst.“ Um die WeiberWirtschaft vorm Konkurs zu retten, zeichneten etwa 500 Frauen 2.000 neue Anteile. Schon drei Monate nach der Wiedereröffnung waren wieder 65 Prozent der Räume vermietet. Heute sind es über 90 Prozent. Die Palette reicht von Buchhändlerinnen über Juristinnen bis zu Ärztinnen und Künstlerinnen, Designerinnen, Handwerkerinnen, Steuerberaterinnen und einer Fahrlehrerin. Es sind insgesamt 60 Unternehmen mit 160 Arbeitsplätzen, die sich im größten Gründerinnenzentrum Europas niedergelassen haben. 1.600 Genossinnen aus der ganzen Welt halten ein Kapital von 800.000 Euro.

Geschäftsführerin Katja von der Bey ist von Beruf Kunsthistorikerin. Zur WeiberWirtschaft kam sie durch Zufall. Während ihres Studiums jobbte sie in einem Bausachverständigenbüro, wo sie das erste Mal von der Genossenschaft hörte. „Ich fand es eine unheimlich gute Idee, dass Frauen ihre Geschicke in die eigene Hand nehmen.“ Zu dieser Zeit war sie selbst in gewisser Weise ernüchtert. Vor ihrem Studium war sie überzeugt gewesen: „Wir Frauen können jeden Job der Welt machen.“ Doch als viele Jobs und Assistenzen an der Uni ausschließlich an Männer vergeben wurden, merkte sie, „ups, es gibt doch Grenzen in den Köpfen der Entscheidungsträger“. Von der Bey engagierte sich sieben Jahre ehrenamtlich in der Genossenschaft, bis sie die WeiberWirtschaft zu ihrem Beruf machte. „Wenn ich das große Geld verdienen wollte“, sagt sie und lacht, „wäre ich nicht hier.“ Es sind die angenehme Arbeitsatmosphäre und die Gestaltungsmöglichkeiten im Team, die



sie reizen. Und: „Wir wollen etwas in der Gesellschaft verändern, damit Frauen ernster genommen werden und nicht zwanzig Prozent weniger verdienen als Kerle.“ Das heißt aber nicht, dass die Weiber allergisch auf Männer reagieren. Nach der Satzung darf zwar nur an Frauen vermietet werden. Doch wenn eine Genossin zusammen mit Mann oder Freund ein Geschäft betreibt, werden nach Zustimmung des Aufsichtsrates Ausnahmen gemacht. Bisher wurden mehr als 200 von Frauen geführte Unternehmen in der WeiberWirtschaft gegründet. Die Mietkonditionen nennen sich „Milchmädchentarife“ und sind im ersten Jahr subventioniert. Danach kostet ein Quadratmeter für ein Büro acht und für ein Atelier drei Euro. Mit dem Mietvertrag bekommen Mütter ein Vorrecht auf einen der begehrten 60 Plätze in der Kindertagesstätte der Genossenschaft.



Längst ist die WeiberWirtschaft zum Vorzeigeprojekt geworden. Sie wurde für ihr ökologisches Gesamtkonzept ausgezeichnet, als „Mutmacherin der Nation“ und „Ort im Land der Ideen“ prämiert. Regelmäßig lassen sich vom Bundestag organisierte Delegationen durch den Gewerbehof führen. Jedes Jahr erreichen die „Gründerinnenzentrale“, ein Tochterprojekt der Genossenschaft, etwa 1.000 Anfragen von Frauen, die sich selbstständig machen wollen. „Wir können jetzt wunderbar überleben“, konstatiert Katja von der Bey. Noch lastet auf dem Gewerbehof ein Kredit von 4,8 Millionen Euro. Um die Schuldentilgung sichtbar zu machen, wird jede entschuldete Fläche auf den Namen einer prominenten Frau getauft. Das kann eine Frauenrechtlerin sein, eine Unternehmerin, Pippi Langstrumpf oder eine Mitbegründerin der Genossenschaft, die jetzt Mieterin in der WeiberWirtschaft ist.

WeiberWirtschaft eG
Anklamer Straße 38
10115 Berlin
www.weiberwirtschaft.de

Genossenschaft „Milchmädchen-Kollektiv“

Sechs Milchmädchen wollen Spaß



Barbara Bollwahn

Die sechs Frauen Caroline, Kristine, Barbara, Lilo, Steffi und Gabi kennen sich schon ewig. Caroline und Kristine sind Cousinen. Fünf der sechs Frauen leben seit vielen Jahren in einem ehemals besetzten Haus in Berlin-Kreuzberg. Sie sind zwischen Anfang 40 und Ende 50 und gehen ihrer Arbeit als Tischlerin, Referentin für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Sozialpädagogin, Webdesignerin, Gendertrainerin und Koordinatorin in einem

*Caroline Michael, 44,
Sozialpädagogin, und
Kristine Preuß, 49,
Koordinatorin in einem
Gesundheitsprojekt*



Gesundheitsprojekt nach. Anstatt dass jede für sich weiter allein ihr Ding macht, haben sie sich im Frühjahr 2008 zum „Milchmädchen-Kollektiv“ zusammengeschlossen und eine gleichnamige Genossenschaft gegründet. Jede der sechs Frauen hat 4.000 Euro eingebracht und acht Anteile an der Genossenschaft erworben. Außerdem haben sie sich privat 12.000 Euro geliehen. Denn der Name „Milchmädchen“ rührt nicht daher, dass sie eine trügerische Milchmädchenrechnung aufmachen. Die Erklärung liegt vielmehr darin, dass sie Räume in der „Schokofabrik“ gemietet haben, einem Frauenzentrum in Kreuzberg, das in den 80er Jahren als Projekt der feministischen Frauenbewegung in einer ehemaligen Schokoladenfabrik entstanden ist, und ein finanzielles Polster brauchen. Die sechs Frauen, alle sind lesbisch, finden, dass „Milchmädchen“ gut zur „Schokofabrik“ passt, die ebenfalls eine Genossenschaft ist. Als Mieterinnen haben sie Anteile erworben, dafür mussten sie keine Kautions zahlen.



Anfang August 2008 hat die „Milchmädchen-Kollektiv eG“ in einem ehemaligen Getränkela-den direkt neben der „Schokofabrik“ mit vielen hundert Gästen das Café „Marianne“ samt Hofgarten eröffnet. Der Name liegt nahe, weil vor dem großen Fenster die Mariannenstraße verläuft. Über dem Schriftzug des Cafés prangt ein Bild der fahnenschwingenden Marianne, Symbol der Freiheit in der Französischen Revolution. Ein wichtiger Ansatz bei der Gründung der Genossenschaft war die Idee, dass jede der Frauen ihre Fähigkeiten, Interessen und Kontakte einbringt. Sie haben alte Möbel aufgearbeitet, die Tischlerin hat helle Stühle und Tische und rote Sitzbänke gebaut, eine Designerin hat sie beim Farbkonzept beraten, Freundinnen haben Solisplatten eingelegt, ein hoch betagter schwuler Lampenmacher hat die Kristalleuchter mit Blattgold an der Decke gefertigt. Die Lampen an den Wänden, Lichter hinter alten Holzdielen, erzählen etwas Kreuzberger Geschichte.

Drei der sechs „Milchmädchen“ sind im Vorstand der Genossenschaft, die gerade einmal doppelt so viele Mitglie-

der hat. Caroline Michael, 44, Sozialpädagogin, und Kristine Preuß, 49, Koordinatorin in einem Gesundheitsprojekt, sind zwei von ihnen. Beide haben Erfahrungen in der Gastronomie. Caroline Michael hatte vor einigen Jahren ein Café in Schöneberg, als Gesellschaft bürgerlichen Rechts. Kristine Preuß hat in einem Kollektiv gearbeitet, das als GmbH ein vegetarisches Restaurant in Kreuzberg betrieb. Für die „Marianne“ haben sie ganz bewusst eine andere Unternehmensform gewählt. „Eine Genossenschaft ist basisdemokratisch und die Besitzverhältnisse sind klar“, sagt Kristine Preuß. „Diese Form des Miteinanders war mir sofort sympathisch.“ Für Caroline Michael ist wichtig, dass Arbeit und Verantwortung auf mehrere Schultern verteilt sind. „Und vom Zentralverband deutscher Konsumgenossenschaften haben wir individuelle Unterstützung und konkrete Beratung bekommen.“ Sie begeistert die Idee, „jeden Tag alles neu erfinden zu können“. Das Café, das es bis vor zwei Jahren in der „Schokoladenfabrik“ gab, war nur für Frauen geöffnet. Die „Marianne“ steht auch Männern offen. Die „Milchmädchen“ wollen nicht dogmatisch sein. Und sie wollen auch nicht nur Essen und Trinken bieten. In der „Marianne“ soll es Lesungen, Ausstellungen und Tanzveranstaltungen geben.

In erster Linie geht es ihnen darum, etwas zu machen, was ihnen Spaß bringt und Erfüllung, und viel Gestaltungsmöglichkeit lässt. Jede Genossin entscheidet selbst, wie oft sie für sieben Euro pro Stunde arbeitet. Um den Betrieb von 12 bis 24 Uhr am Laufen zu halten, gibt es zwei geringfügig Beschäftigte, bald sollen es mehr werden. Im Moment sind Caroline Michael und Kristine Preuß am häufigsten in der „Marianne“ anzutreffen. Caroline Michael ist die Frau fürs Süße: Sie macht Nuss-Preiselbeer-Kuchen, Marmorkuchen mit frisch gemahlenem Dinkelmehl, Frankfurter Kranz oder Donauwelle. Kristine Preuß kümmert sich ums Kochen. Klopse stehen bei ihr hoch im Kurs. Königsberger, aus Grünkern, Lamm, Hirse oder Tofu. Das hängt mit der australisch-amerikanischen Schriftstellerin Lily Brett zusammen, deren Bücher die Frauen lieben. In dem Buch „Chuzpe“ hat sie dem Klops ein literarisches Denkmal gesetzt, indem ein alter Mann mit der „besten Klopseköchin Polens“ ein Klops-Restaurant in New York eröffnet. Der Laden läuft so gut, dass Steven Spielberg und Luciano Pavarotti zu den Gästen gehören. Chuzpe haben auch die sechs „Milchmädchen“ aus Kreuzberg, die sich mit der „Marianne“ in einer Gegend mit vielen Kneipen und Cafés niedergelassen haben.

Milchmädchen-Kollektiv eG

CaféBar „Marianne“

Mariannenstraße 6

10997 Berlin-Kreuzberg

www.marianne-berlin.de



Frishemarkt Bad Schlema

„Man muss sich trauen und einfach machen“



Nico Gehlert

*Bärbel Gehlert,
die ehrenamtliche
Vorstandsvorsitzende der
Genossenschaft*

Im Dezember 2005 war von heute auf morgen Schluss. „Penny“, der einzige Supermarkt in dem Kurort Bad Schlema, machte ohne Vorankündigung zu. Für die 5.500 Einwohner, die täglich 1.100 Gäste, die das Radonheilbad im Erzgebirge aufsuchen, und die Tagesausflügler, gab es keine Nahversorgung mehr. Der Niedergang der Ladenpassage, An-

fang der 90er Jahre von einer bayerischen Investorengesellschaft errichtet und Stolz der Gemeinde, war längst zum Abschreibungsobjekt geworden, seit der Baumarkt und das Schuhgeschäft dicht gemacht hatten. Für die täglichen Einkäufe blieben das „Kaufland“ in Aue – drei Kilometer steil bergauf – oder der „Netto“-Markt in Niederschlema – zweieinhalb Kilometer steil bergab. Die Gemeinde schrieb sämtliche Discounter an. Doch alle winkten ab. Der Standort war nicht gewinnversprechend. Bad Schlema gehörte plötzlich zu den knapp achtzig sächsischen Kommunen ohne eigenen Lebensmittelladen. Es war ein Fernsehbeitrag, der Abhilfe versprach. Der Bürgermeister sah einen Bericht über einen genossenschaftlich organisierten Dorfladen in Bayern und dann ging alles rasend schnell. Er fuhr mit einer Delegation aus Gemeindevertretern nach Bayern, um sich den Genossenschaftsladen anzuschauen, auf einer Informationsveranstaltung wurde die Idee im Ort vorgetragen, in einer Haushaltsbefragung wurden die Kundenwünsche eruiert, im Mai 2006 zeichneten auf der Gründungsveranstaltung der Genossenschaft „Frischemarkt Bad Schlema“ 77 Einwohner Anteilsscheine in Höhe von 150 Euro. Fünf Monate später, am 19. Oktober 2006, wurde der „Frischemarkt“ eröffnet, das erste neue genossenschaftlich organisierte Lebensmittelgeschäft in Sachsen.

Wenn Bärbel Gehlert, die ehrenamtliche Vorstandsvorsitzende der Genossenschaft, daran zurückdenkt, kann sie es kaum glauben. Doch andererseits ist sie nur ihrem Motto treu geblieben: „Man muss sich trauen und einfach machen.“ Die 49-Jährige ist von Beruf Diplomingenieurin für Textilverarbeitung und hat schon mehrmals neu angefangen. Viele Jahre hat sie die Kalkulationen in einem DDR-Textilbetrieb gemacht und nebenher drei Kinder bekommen. Nach dem Mauerfall hat sie für einen großen Finanzvertrieb aus dem Westen Bausparverträge und Versicherungen abgeschlossen, später als Verkäuferin in einer Tankstelle gearbeitet. Doch sie träumte von einem eigenen Geschäft. Als am Kurbad eine neue Einkaufspassage errichtet wurde, bewarb sie sich, 1999 eröffnete sie ihre „Stöberstube“, in der sie vorwiegend Schnitzereien aus dem Erzgebirge verkauft. Bald darauf wurde sie Vorsitzende der Händlergemeinschaft „PRO BAD Schlema“ und trat der „Freien Wählergemeinschaft“ bei, der auch der Bürgermeister angehört. Weil ihr das Schicksal ihres Geburtsortes am Herzen liegt, war es nur logisch, dass sie bei der Besichtigungstour nach Bayern ebenso dabei war wie bei den Verhandlungsgesprächen mit dem Besitzer des leer stehenden Supermarktes über die Mietkonditionen. Sie sprach mit Lieferanten, kümmerte sich um die Warenbestellungen und die Werbung, nahm Maß bei Regalen, Kühltruhen und Ladentheken, die ein Handelspartner in einem insolventen Markt aufgetrieben hatte. Das Wort Stress, auch wenn die Wochen vor der Eröffnung voll davon waren, gehört nicht zu ihrem Wortschatz. „Entweder man tut was oder man tut es nicht.“

Der „Frischemarkt“, der mittwochs auch nach Hause liefert, hat 3.500 Artikel im Angebot,



der Jahresumsatz liegt bei 500.000 Euro. „Ein großer Discounter würde uns auslachen“, sagt Gehlert. Doch darum geht es nicht. Die Genossenschaft hat eine Verantwortung übernommen. Für die Nahversorgung und auch für die drei fest angestellten Mitarbeiter und die zwei Markthelfer. Leiter vom „Frischemarkt“ ist ein Sohn von ihr, der gelernter Einzelhandelskaufmann und Handelsfachwirt ist. Der Bürgermeister, der im Aufsichtsrat der Genossenschaft sitzt, kannte ihn aus seiner Zeit als Lehrer und traute ihm mit seinen 26 Jahre die Aufgabe zu.

Nur ein Jahr nach der Eröffnung wurde der erste Bürgerkonsum Sachsens als „Ausgewählter Ort 2007“ prämiert und Anfang 2008 als „Leuchtturm der Tourismuswirtschaft“. Diese Auszeichnungen sind aber kein Garant für ein Fortbestehen. Zwei Jahre nach ihrer Gründung stand die Genossenschaft wieder vor der Frage, wie sie kostendeckend und eines Tages gewinnbringend weitermachen kann. Täglich kommen im Schnitt 300 Kunden, die für etwa 10 Euro einkaufen.

„Wir müssen dafür sorgen, dass es mehr wird“, sagt Gehlert. „Wir verlangen keine Einkäufe von 100 Euro, aber eine gewisse Treue.“ Den Ausschlag gab die außerordentliche Generalversammlung im Sommer 2008. Zu der erschien die Hälfte der jetzt 200 Mitglieder. Bärbel Gehlert und ihre Mitstreiter erlebten „so eine positive Stimmung und so viel Zuspruch“, dass der „Frischemarkt“ noch frischer und sein Sortiment erweitern wird. Die Zeichen stehen gut. Der Umsatz war nach der Generalversammlung nach oben gegangen.



Frischemarkt
Bad Schlema eG
Marktpassage 23
08301 Bad Schlema
Tel.: (0 37 72) 39 53 16

Konsumgenossenschaft Weimar

Von der jüngsten zur dienstältesten Vorstandsvorsitzenden

Als sie gefragt wurde, ob sie den Posten der Vorstandsvorsitzenden der Konsumgenossenschaft Weimar übernehmen würde, war sie gerade einmal Anfang 20. Sie hatte nur eine Nacht Zeit, um sich zu entscheiden. Die Konsumgenossenschaft hatte damals 1.200 Mitarbeiter, betrieb 368 Läden und 100 Gaststätten, machte einen Umsatz von 230 Millionen DDR-Mark, und war von dem bisherigen Vorstandsvorsitzenden nicht gut geführt worden. Sigrid Hebestreit hatte nach einer Lehrausbildung in der Konsumgenossenschaft an der Konsum-Fachschule im Harz Betriebswirtschaft studiert, zwei Kinder bekommen, sie war Sachbearbeiterin in der Personalabteilung gewesen und stellvertretende Filialbereichsdirektorin. Sie wusste, dass der Posten mit viel Ärger verbunden war. Der staatliche Handel, die HO, wurde stärker gefördert, erhielt die besseren Läden und mehr Waren. Trotzdem nahm sie die Herausforderung an und wurde 1984 die jüngste Vorstandsvorsitzende der fast 200 Konsumgenossenschaften der DDR. Die Mehrzahl ihrer Kollegen war fast dreimal so alt. „Es gab Skepsis und Neid und manchmal harten Schlagabtausch“, erinnert sie sich. „Da musste ich das erste Mal richtig auf den Tisch hauen.“ Danach wurde sie respektiert und konnte sich der eigentlichen Arbeit widmen.

Nach der Wende blies der heute 53-Jährigen erneut heftiger Wind entgegen. Die Kombination „Frauen, Ossi, Konsum“ traf in der freien Marktwirtschaft auf „Männer, Wessi, Handelsketten“. Hebestreit war schnell klar, dass ein Überleben mit den alten Strukturen unmöglich ist. Sie schloss fast 280 Geschäfte, privatisierte Gaststätten und musste über 800 Mitarbeiter entlassen. „Das war das Schlimmste“, erzählt sie. „Jede zweite Familie hier war betroffen.“ Aber sie wollte das Unternehmen retten. Ob skeptische Bankvorstände oder Wirtschaftsexperten, Berührungsängste hatte sie nicht. „Alle sind nackig geboren“, sagt Hebestreit ganz pragmatisch und lacht. Noch vor der Währungsunion gründete die Konsumgenossenschaft eine GmbH mit dem Handelskonzern Rewe, an der sie mit 50 Prozent beteiligt ist. Die Gesellschaft betreibt heute neun Super- und sieben Getränkemarkte, die es auf einen Umsatz von 34 Millionen Euro bringen. Der genossenschaftliche Einzelhandel der Genossenschaft, die 1873 als „Consumverein zu Weimar“ gegründet wurde, um günstig einzukaufen, konzentriert sich auf „hochwertige Markenkaufhäuser“ sowie das 1996



Barbara Bollwahn

*Sigrid Hebestreit,
Vorstandsvorsitzende der
Konsumgenossenschaft
Weimar*



eröffnete „Handelshaus zu Weimar“. Im Jahr 2004 wurde die „Fashion & Style GmbH & Co. KG“ gegründet, ein 100-prozentiges Tochterunternehmen, das das Schillerkaufhaus in Weimar betreibt. Ein Jahr später kam das Tochterunternehmen „Modern Women Vertriebsgesellschaft mbH & Co. KG“ hinzu, das in Erfurt, Weimar und Jena das Label Gerry Weber vertreibt. Weitere Standorte sind geplant. Das alte Logo vom Konsum gibt es schon lange nicht mehr. Seit Mai 2008 wirbt ein rotes K, flankiert von zwei Thüringer Löwen, für den Konsum Weimar.

Das Jahr 2007 war das beste Geschäftsjahr seit der Wende. Die Genossenschaft erzielte einen Jahresüberschuss von über 400.000 Euro. Profitiert haben davon die Mitglieder, deren Anteile von je 30 Euro mit zehn statt bisher fünf Prozent verzinst wurden. Auch wenn die Mitgliederzahl nach der Wende von 26.000 auf 6.293 gesunken ist, macht die Genossenschaft keine aggressive Mitgliederwerbung. Hebestreit findet es wichtiger, dass die Mitglieder ihre Anteile aufstocken, was sie in den vergangenen Jahren fleißig getan haben. Die Konsumgenossenschaft Weimar ist mit ihren 710 Mitarbeitern nach dem Magistrat der Stadt Weimar der wichtigste Arbeitgeber.

In den Jahren 1993/94 ging es noch einmal hoch her. Unterschiedliche Auffassungen im Vorstand zur Immobilienentwicklung und vor allem der Verkauf von Immobilien waren der Streitpunkt. Hebestreit war gegen den Verkauf von wichtigen Immobilien der Genossenschaft, die langfristig ein Überleben des Unternehmens sichern konnten. Sie wurde ihres Amtes enthoben, musste Büro- und Autoschlüssel abgeben. Auf einer außerordentlichen Generalversammlung wurden die Streitpunkte offengelegt, der Prüfverband stellte fest, dass sie sich nichts hatte zuschulden kommen lassen. Hebestreit wurde wieder zur Vorstandsvorsitzenden gewählt. Ihr Glaube an das Genossenschaftsmodell wurde dadurch nicht erschüttert. „Ich habe viel an Menschenkenntnis gewonnen“, sagt sie. „In einer Genossenschaft ist man frei in der Geschäftsführung und der Entwicklung des Unternehmens. Rechenschaftspflichtig ist man nur den Genossenschaftsgremien gegenüber. Außerdem hat man eine gute Möglichkeit, Mitarbeiter und Partner zu beteiligen.“ Die meisten ihrer Mitarbeiter sind Frauen. Hebestreit schätzt an ihnen, dass sie „flexibel, belastbar, leistungsbereit und ehrgeizig sind“. Als die Konsumgenossenschaft im September 2008 ihr 135-jähriges Bestehen beging und Minister und Bankvorstände zur Gratulation Schlange standen, hatten Sigrid Hebestreit und ihre Mitarbeiter allen Grund, stolz zu sein. Die ehemals jüngste Vorstandsvorsitzende ist heute die dienstälteste Vorstandsvorsitzende der 13 Genossenschaften aus der ehemaligen DDR, die überlebt haben.



Konsumgenossenschaft Weimar eG

Heinrich-Heine-Straße 5

99423 Weimar

Tel.: (0 36 43) 86 96-0

Raiffeisenbank Sebnitz

Mit der Genossenschaftsbank verheiratet



Barbara Bollwahn

Die Geschichte dieser Bank am Marktplatz von Sebnitz ist lang und wechselvoll. Im Jahr 1872 eröffnete sie als Filiale der Pirnaer Bank. Von 1903 bis 1905 war sie eine Vereinsbank. 1920 wurde sie zur Allgemeinen Deutschen Creditanstalt. 1945 ging sie in Staatseigentum über. Sieben Jahre später wurde sie zur Deutschen Bauernbank. Anfang 1990 kam die Umbildung zur Landwirtschaftsbank der DDR, Bank für Landwirtschaft und

*Gitta Stamm und
Hannelore Barthel,
Raiffeisenbank
Neustadt eG*



Nahrungsgüterwirtschaft. Kurz vor der Wiedervereinigung schließlich fusionierte sie mit der Bäuerlichen Handelsgenossenschaft zur Raiffeisenbank Neustadt eG mit Sitz in Sebnitz, einer knapp 9.000 Einwohner zählenden Stadt am Rande der Sächsischen Schweiz. Im Vorstand sitzen zwei Frauen, die seit mehreren Jahrzehnten in der Bank arbeiten. Gitta Stamm, 62, ist seit 42 Jahren dabei und für Vertrieb und Marketing zuständig. Hannelore Barthel, 57, ist mit der Bank seit 41 Jahren verbunden und verantwortlich für Rechnungswesen, Controlling und Organisation.

Sie haben die Bank in zwei verschiedenen Gesellschaftssystemen erlebt. Als Staatsbetrieb in der DDR arbeiteten sie ohne Eigenkapital und ohne Kasse, Bilanzen spielten keine Rolle, der Kundenverkehr ging ohne Bargeld über die Bühne. Sie haben hauptsächlich kontrolliert, ob bei Kreditanträgen die angegebenen Hektarerträge, der Benzin- und Kohleverbrauch realistisch waren und was ein Hausbauer mit dem geliehenen Geld gemacht hat. „Es war zum Schluss so stinklangweilig“, erzählt Hannelore Barthel, die 1967 als Lehrling bei der Bank anfang und später eine Fachschule für Finanzwirtschaft besuchte, „dass ich fast so weit war, aufzuhören“. Doch dann kam die Wende. Stamm und Barthel, die schon als

Direktorinnen beziehungsweise Sektorenleiterinnen gearbeitet hatten,

besuchten ein mehrwöchiges Führungseminar im Westen. Sie lernten die Abläufe einer Genossenschaftsbank kennen, das Kreditwesengesetz, das Bürgerliche Gesetzbuch, was Grundschulden, Hypotheken und Haftsummenzuschläge sind. „Wir wurden ins Wasser geworfen und mussten schwimmen“, erzählt Gitta Stamm, die 1966 als Ökonomin zur Deutschen Bauernbank kam und in Fernstudien Finanz- und Wirtschaftswissenschaften studierte. Handlungsfähig wurde die Bank mit dem

1. Juli 1990, als sie nach dem D-Mark-Bilanzgesetz, der rechtlichen Grundlage für die Wirtschafts- und Währungsunion, zwei Millionen DM Eigenkapital vom Bund erhielt. Damit



konnten die Frauen endlich das tun, was sie vorher nicht durften: Eigenständig schalten und walten.

Die Genossenschaftsbank in Sebnitz ist fest in Frauenhand. Unter den 17 Mitarbeiterinnen in der Zentrale und den vier Zweigstellen ist nur ein einziger Mann, ein Kraftfahrer. Dafür gibt es eine simple Erklärung. In einer Bank zu arbeiten, war im Osten nicht lukrativ. Als die Vorstandsfrauen mitkriegten, was Banker im Westen verdienen, waren sie baff. „Wir dachten, die kommen von einem anderen Stern“, sagt Hannelore Barthel. Risikogeschäfte, Wachstum um jeden Preis, die eigene Bezahlung entsprechend der Bilanz – so denken die Frauen nicht. „Es werden keine riskanten Sachen geritten“, betont Gitta Stamm. „Ich will doch nicht von der Generalversammlung abgeschossen werden.“ Das haftende Eigenkapital der Bank beträgt mittlerweile 4,1 Millionen Euro, die Dividende liegt bei 8 Prozent. Und auf die Treue ihrer Kunden können sich Stamm und Barthel verlassen. Die Zahl der Genossenschaftsmitglieder liegt seit vielen Jahren konstant bei 354. Neumitglieder zu werben, ist nicht leicht in einer Region mit hoher Arbeitslosigkeit und Abwanderung. Maximal dürfen zehn Anteile zu je 52 Euro erworben werden. Für jeden Anteil gilt ein Haftsummenzuschlag von 260 Euro, der Teil des Kapitals ist, das zur Haftung bestimmt ist. Im Falle einer Insolvenz wäre diese Summe pro Anteil fällig.

Stamm und Barthel nennen mehrere Gründe, warum Kunden ihr Geld bei ihnen anlegen sollten: „Teilhabe durch Mitgliedschaft, Partnerschaft statt Gewinnmaximierung, Zusammenarbeit statt Unterordnung, alle Finanzdienstleistungen aus einer Hand.“ Ein weiterer Vorteil einer Genossenschaftsbank ist es, dass das Geld dort sicher ist. In der vor knapp zehn Jahren umgebauten Bank hängt eine Urkunde, die das bestätigt. Es ist ein Zertifikat über die Zugehörigkeit zur Sicherungseinrichtung des Bundesverbandes der Deutschen Volksbanken und Raiffeisenbanken e. V. „Entsprechend den Bestimmungen des Statuts dieser Sicherungseinrichtung sind damit die Einlagen der Kunden und die Schuldverschreibungen im Besitz von Kunden geschützt. Die Sicherungseinrichtung ist Ausdruck der Solidarität der genossenschaftlichen Bankengruppe unter Wahrung von Selbstverantwortung und Selbstverwaltung.“ Den Gedanken, zu einer Direktbank zu wechseln, hatten die Vorstandsfrauen nie. „Um Gottes Willen“, sagt Gitta Stamm. „Nach so vielen Jahren ist das wie eine Ehe.“ Hannelore Barthel kann wieder nur zustimmen. „Außerdem ist die Kundennähe groß und die Entscheidungswege sind kurz.“

Raiffeisenbank Neustadt eG

Am Brauhaus 2

01855 Sebnitz

www.rb-neustadt-sachs.de



Kunst- und Gewerbegenossenschaft Feinkost Leipzig

Ein realistischer Traum



Barbara Bollwahn

*Katrin Roschig, Geschäftsführerin Kunst- und
Gewerbegenossenschaft
Feinkost eG*

tausende Leipziger, sondern auch eine Hand voll Individualisten, die seit 1996 Mieter auf dem zum Teil verfallenen Fabrikgelände waren. In den Augen nicht weniger Stadtpolitiker galten sie als Chaoten und Hippies, denen man die „Feinkost“ nicht überlassen dürfte. Als die gebürtige Dresdnerin Katrin Roschig 2003 einen Film zur Rettung der „Feinkost“

Ganz am Anfang gab es ein „ausgedehntes Etablissement mit großen Capitalien“, 2000 verkaufte Aktien von je 100 Thalern und den Wunsch nach mehr „Capitalisten“. Im Jahr 1857 errichtete ein Unternehmer auf einer 5.000 Quadratmeter großen Fläche in der Südvorstadt von Leipzig eine Brauerei. Knapp einhundert Jahre später zog der Sozialismus auf dem Areal in der Karl-Liebknecht-Straße ein. Im Volkseigenen Betrieb Leipziger Feinkost wurden 70.000 Konserven täglich abgefüllt. Wiederum knapp 40 Jahre später schien der Kapitalismus wieder die Oberhand zu gewinnen. Die Mauer war gefallen, der Kombinatbetrieb geschlossen, die Treuhand wollte auf dem nur wenige Minuten vom Stadtzentrum gelegenen Gelände die Gebäude abreißen und einen Supermarkt errichten. Doch dagegen waren nicht nur

drehte, wurde sie von den Gewerbetreibenden gefragt, ob sie die Öffentlichkeitsarbeit machen würde.

Roschig, gelernte Wirtschaftskauffrau, hatte Kommunikationswissenschaften studiert, arbeitete als freie Redakteurin beim MDR und strahlte Seriosität statt „Hippietum“ aus. Sie legte ihre Pläne, Dokumentarfilme zu drehen, auf Eis und vertrat ehrenamtlich die Gewerbetreibenden gegenüber der Stadt und der Treuhand. Der Grund: „Dieses Projekt ist einmalig für Leipzig und ich wollte dabei helfen, es zu verwirklichen.“ Ein Jahr später, die Mieter hatten sich zur „Kunst- und Gewerbe-genossenschaft Feinkost eG“ zusammengeschlossen, wurde Roschig zur Geschäftsführerin bestellt. Sie ging zu Stadtratsitzungen, vermittelte, intervenierte, knüpfte Kontakte. Leipzig wollte das Gelände zu einem symbolischen Preis von einem Euro der Genossenschaft und einer Kulturstiftung überlassen, damit sie zusammen einen Kultur- und Gewerbehof betreiben. Doch die Genossen mit ihrem Plan, bezahlbare Räume für Kleingewerbe anzusiedeln, und die Stiftung mit ihrem Vorhaben, auch Gastronomie in großem Stil zu etablieren und einen Teil des Geländes abzureißen, zerstritten sich heillos. Im Jahr 2005 wurde Katrin Roschig Mutter, aber die „Feinkost“ blieb weiter auch ihr Kind. Sie bekam Erziehungsgeld, und wenn ihre Tochter schlief, arbeitete sie. Das Geld verdiente ihr Freund, der auf dem Gelände an der „Karli“, wie die Karl-Liebknecht-Straße auch genannt wird, einen Computerladen betreibt, der sich abends in eine Konzertbühne verwandelt. Als Roschig kein Erziehungsgeld mehr bekam, überlegte sie, wieder zum Fernsehen zu gehen, um ein Auskommen zu haben und eine Tagesmutter zu bezahlen. Aber sie blieb. „Ich dachte, wenn ich gehe, bricht alles zu-



sammen.“ Sie verhandelte mit Banken, entwarf zusammen mit den anderen ein Konzept, traf sich mit Wirtschaftsprüfern.

Ihr Ausharren hat sich gelohnt. Im Oktober 2007 bekam die damals 21 Mitglieder zählende Genossenschaft den Zuschlag. Sie erwarb das Gelände, unter dem riesige Kellerräume von der früheren Brauerei liegen, für 150.000 Euro von der Treuhand. 80.000 Euro waren Eigenkapital, das aus Geschäftsanteilen stammte, der Rest ein Genossenschaftsdarlehen. „Wir hätten uns nie vorstellen können, dass wir das kriegen“, schwärmt die 36-Jährige noch heute. „Es ist wie ein Traum. Aber ein sehr realistischer, weil man immer wieder auf den Boden geholt wird.“ Von den 5.000 Quadratmetern ist derzeit ein Fünftel vermietet, zu Preisen zwischen 4,50 und 8,50 Euro. Unter den zehn Gewerbetreibenden sind ein Maßschuhmacher, eine Buchhandlung, zwei Plattenläden, ein Café, ein Laden für Bauchtanz und Wasserpfeifen, ein Bekleidungsgeschäft, ein Kräuter- und Teeladen. Wenn auf dem Hof Konzerte veranstaltet werden, strömen tausende Leipziger zur „Feinkost“. Die Genossenschaft hat jetzt 24 Mitglieder, deren Kapital sich auf 103.000 Euro beläuft. Als Mitglieder sind solche erwünscht, die sich auch einmieten. „Wir wollen nicht, dass uns andere die Mieten diktieren“, sagt Roschig. Will jemand 100 Quadratmeter mieten, muss er 100 Anteile à 50 Euro erwerben. Noch liegt viel Arbeit vor der Genossenschaft. Die Sanierungskosten belaufen sich auf etwa fünf Millionen Euro. Die Summe beunruhigt Roschig aber nicht. „Das wird ja über einen langen Zeitraum passieren.“ Vielmehr muss sie zusehen, die Mieten einzutreiben und notfalls zu schlichten. Werden in einem Laden neue Fenster eingebaut, schreien sofort auch die anderen. Ein Mann, sagt Roschig, würde sich vielleicht weniger reinreden lassen. „Ich habe einen absoluten Gerechtigkeitsinn und versuche immer, es allen recht zu machen.“ Seit Ende 2007 wird sie für ihre Arbeit bezahlt. „Sicherlich würde ich in meinem alten Job oder woanders mehr bekommen“, sagt sie, „aber das ist nicht das Einzige, was zählt.“

Neben ihrer Tätigkeit in der „Feinkost“ macht sie ehrenamtlich die Pressearbeit für einen Verein zur Unterstützung junger Filmemacher, der ebenfalls auf dem „Feinkost“-Gelände sein Büro hat. Der Schwerpunkt liegt auf Dokumentarfilmen. Die Geschichte der „Feinkost“ wäre sicher ein guter Filmstoff.

Kunst- und Gewerbe-genossenschaft

Feinkost eG

Karl-Liebnecht-Straße 36

04107 Leipzig

www.feinkost-le.de

Assistenzgenossenschaft Bremen

Selbstbestimmt im Rollstuhl

Mit 21 Jahren änderte sich das Leben von Solveig Eisert schlagartig. Plötzlich konnte die junge Frau, die eine Ausbildung zur Krankenschwester begonnen hatte, fast nichts mehr alleine machen. Sie hatte einen sehr seltenen Tumor im Rückenmark, der zu einer Querschnittslähmung führte. Zwei Jahre lang war sie zur Rehabilitation im Krankenhaus. „Das war nicht lustig“, sagt sie nüchtern über diese Zeit. Überraschend schnell hat sie ihre Situation akzeptiert. „Ich bin von Grund aus Optimistin.“ Nur eins wollte sie nicht hinnehmen: Dass sie eine passive Empfängerin von Pflegeleistungen sein sollte, die über ihren Kopf hinweg entschieden wurden. Sie wollte mit Querschnittslähmung und Rollstuhl und nach zahlreichen Operationen möglichst selbstständig leben – und engagierte sich in der Behindertenbewegung in Bremen, einem Zusammenschluss von Menschen mit Einschränkungen. Das Wort Behinderung verharmlost aus ihrer Sicht die reale Situation. „Ein Torwart wird behindert“, stellt Solveig Eisert klar, „behinderte Menschen werden ausgegrenzt und zerstört.“ Sie war mit „der Krüppelgruppe“ bei Aktionen für die Verbesserung des Fahrdienstes, die Beibehaltung des Landespflegegeldes, gegen stationäre Unterbringung und für barrierefreies Wohnen. Sie machte eine Ausbildung zur Bürokauffrau, denn trotz ihrer Halsquerschnittslähmung kann sie ihre Arme bewegen. Als sie den Eindruck hatte, dass Akademikern bei öffentlichen Diskussionen mehr Gehör geschenkt wird, holte Solveig Eisert, die mittlerweile verheiratet und Mutter eines Sohnes war, das Abitur nach und studierte Sozialpädagogik.

Ende der 80er Jahre entstand in Bremen die Idee einer Genossenschaft, um Menschen mit Einschränkungen ein selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen. Im Oktober 1990 wurde die „Assistenzgenossenschaft Bremen“ gegründet und Solveig Eisert in den Vorstand gewählt. Ein Jahr später wurde sie Geschäftsführerin. Die Genossenschaft ist ein ambulanter Pflegedienst der etwas anderen Art. Pflege und Betreuung wurden ersetzt durch „persönliche Assistenz“. Aus Pflegebedürftigen wurden „Assistenznehmer“ und „Assistenznehmerinnen“, die selbst entscheiden können, wofür ihr Pflegegeld verwendet wird. Sie bestimmen, wer sie wann, wie und wo unterstützt: bei der Pflege, beim Einkaufen, Putzen, Kochen, Wäsche waschen, der Kinderbetreuung, der Begleitung bei Amtsgängen, Besuchen beim Arzt, Freunden, im Kino. Die Assistenz bei Kindern und Jugendlichen konzentriert sich auf die Begleitung und Unterstützung in der Schule und im Hort.



Barbara Bollwahn

*Solveig Eisert,
Assistenzgenossenschaft
Bremen eG*



Angefangen hat der Pflegedienst, damals einzigartig in Deutschland, mit zwei Assistenznehmerinnen und fünf Assistenten. „Vieles war damals natürlich dilettantisch“, erinnert sich Solveig Eisert. „Es gab handgeschriebene Lohnabrechnungen, und einige arbeitsrechtliche Aspekte waren uns unbekannt. Die Krankenkassen und Behörden dachten wohl, wir würden so rumdaddeln. Wir waren wie eine große Familie und haben alles im Handeln gelernt.“ Längst ist der Pflegedienst, bei dem fast die Hälfte der 13 Mitarbeiter in der Geschäftsstelle im Rollstuhl sitzt, anerkannt. Die Genossenschaft hat 66 Mitglieder und beschäftigt etwa 220 Angestellte. Monatlich erbringen diese fast 15.000 Stunden Assistenz für 56 Assistenznehmerinnen und Assistenznehmer zwischen 8 bis 87 Jahren, die Kinder- und Querschnittslähmungen haben, unter Multipler Sklerose, verschiedensten Einschränkungen der Bewegungsfähigkeit oder seltenen Nervenkrankheiten leiden. Der Monatsumsatz liegt bei circa 300.000 Euro. Weil die meisten Assistenznehmer von Sozialhilfe leben und auch Nichtmitglieder die Leistungen in Anspruch nehmen können, hält nur etwa die Hälfte von ihnen Anteile in Höhe von 125 Euro.

Kaum jemand arbeitet wegen des Verdienstes bei der Genossenschaft. Solveig Eisert ist 57 Jahre alt und bekommt nach fast 18 Jahren gerade einmal so viel wie eine Sozialarbeiterin am Anfang ihrer Karriere. Das Einstiegsgehalt der Assistentinnen und Assistenten liegt bei 8,40 Euro Stundenlohn. „Wir leisten professionelle Arbeit für einen Laienlohn“, sagt sie.

Deshalb kämpft die Genossenschaft für eine Erhöhung des Kostensatzes. Ihre Arbeit beschreibt Solveig Eisert als anstrengend, aber schön. „Ich kann das verwirklichen, was mir am Herzen liegt.“ Bestätigung findet sie in den „Highlights“, die es immer wieder gibt.

Eine Frau im Wachkoma, die durch ein spezielles Therapiekonzept über einen Sprachcomputer kommunizieren und ihre Doktorarbeit schreiben kann.

Ein Kind, das den Einstieg in die Schule schafft. Angehörige, die sich nach dem Ableben eines Verwandten bedanken, der bis zum Schluss begleitet wurde. Manchmal vermisst Solveig Eisert „den familiären Charme“ der Anfangszeit und dass sie zwar alle Assistenznehmer, aber nicht mehr alle Mitarbeiter persönlich kennt.

Auch sie selbst, die Anteile an der Genossenschaft hält, nimmt eine Assistenz in Anspruch. Im Büro, an ihrem wöchentlichen Arbeitstag zu Hause und bei Außenterminen. Wenn sie beispielsweise zu einem Begutachtungstermin fährt, um Assistenznehmerinnen und Assistenznehmer zu begleiten und zu beraten. Bei aller Professionalität, sagt Solveig Eisert, darf eins nicht auf der Strecke bleiben: die Selbstbestimmung.



Assistenzgenossenschaft Bremen eG

Bornstr. 19-22

28195 Bremen

www.ag-bremen.de

Die tageszeitung

Mit ganzem Herzen für Presse- und Meinungsfreiheit

Sie hat sich schon immer sozial und politisch engagiert und Geld gesammelt für die Menschen in ihrem persönlichen Umfeld und in den Bewegungen der 70er und 80er Jahre. Heute gilt ihr Engagement, welches sie zu ihrem Beruf gemacht hat, der Presse- und Meinungsfreiheit. Seit zwölf Jahren ist Konny Gellenbeck Leiterin der Mitgliederwerbung- und betreuung der taz Verlagsgenossenschaft. Deutschlandweit wirbt sie bei Leserinnen und Lesern, bei Abonnenten und interessierten Menschen jeder Couleur für das einzigartige Zeitungsprojekt taz. Die Genossenschaft garantiert, dass das Blatt publizistisch und ökonomisch unabhängig bleiben kann.



Barbara Bollwahn

Hätte sie eine geradlinige Laufbahn im Auge gehabt, wäre die 53-Jährige jetzt Gymnasiallehrerin. Doch nach einem Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie in Münster, Hamburg und Berlin landete sie über einige Umwege, unter anderem beim Sender Freies Berlin, bei der alternativen Tageszeitung. Im Jahr 1986 begann sie als Aushilfe in der Abo-Abteilung, drei Jahre später bekam sie eine feste Stelle und betreute die 800 sogenannten Knast-Abos, kostenlose Ausgaben für Gefangene. Hohe Arbeitsbelastung bei niedrigem Einkommen nahm sie in Kauf. „Ich wollte politisch arbeiten“, sagt Gellenbeck. „Mir gefiel die Unabhängigkeit und Selbstorganisation.“ 1992 wurde sie in den Vorstand gewählt – ausgerechnet in einem Jahr, in dem in der Redaktion heftig darüber gestritten wurde, ob man sich einen Verleger ins Boot holt, um das Fortbestehen der ewig defizitären Zeitung zu sichern, oder eine Genossenschaft gründet. „Die Genossenschaft galt als Ar-

*Konny Gellenbeck,
Leiterin der taz
Verlagsgenossenschaft eG*



muttsmodell“, erinnert sich Gellenbeck, „ein Großteil der Redaktion war dagegen.“ Sie aber glaubte fest an das Modell, das auf Solidarität und Teamgeist beruht. Im Jahr 1996 übernahm sie die Leitung der Genossenschaft. Kürzlich konnte sie mit ihrem fünfköpfigen Team den 8.000sten Genossen begrüßen. Das Genossenschaftskapital beläuft sich mittlerweile auf über 8 Millionen Euro – Tendenz steigend. Auch ein ehemaliger Gefangener, den sie in ihren Anfangszeiten bei der Zeitung betreut hat, ist mit 500 Euro an der Genossenschaft beteiligt.

Nach 22 Jahren Zugehörigkeit vertritt Gellenbeck die Zeitung noch immer mit ganzem Herzen. Dass die taz ein öffentliches Medium und bundesweit bekannt ist, erleichtert die Werbung für die Genossenschaft. So haben auch schon zufällige Begegnungen bei Zugreisen oder im Urlaub neue Genossenschaftsmitglieder oder Abonnenten gebracht. „Ich möchte die Menschen vom gesellschaftlichen Stellenwert des Projekts taz überzeugen“, sagt sie. „Die Menschen freuen sich, persönlich angesprochen und erkannt zu werden.“ Geldakquise ist für sie Beziehungsmanagement. „Ich glaube, das können Frauen besonders gut.“ Dass das Genossenschaftsteam fest in Frauenhand ist – neben ihr und vier Kolleginnen gibt es nur einen Mann –, erklärt sie auch mit dem Genossenschaftsmodell. „Die Strukturen sind durchlässiger, um Karriere zu machen. Frauen haben mehr Chancen, aufzusteigen.“ Ihre Fähigkeiten haben sich rumgesprochen. Aber sie bleibt der taz treu. „Mehrverdienst war nie ein Anreiz für mich. Wo ich jetzt bin, bin ich gut aufgehoben.“

Das Genossenschaftsmodell hat für sie aus mehreren Gründen Zukunft. „Was einem gehört, kann man selbst formen und alle zusammen können etwas Gutes und Zukunftsträchtiges mit gesellschaftlichem Wert schaffen.“ Und: „Es wird etwas gefördert, was nicht im Strom der Zeit liegt und nicht glattgebürstet ist.“ Da ist es nicht verwunderlich, dass sie über den E-Mail-Verteiler im Rudi-Dutschke-Haus regelmäßig Alarm schlägt, wenn ihre Kaffeetasse mit dem Konterfei der von ihr verehrten Marilyn Monroe wieder einmal verschwunden ist. „Auf ihre Art war sie auch gegen die Norm“, sagt Gellenbeck. Bisher ist die Tasse immer wieder aufgetaucht.



taz Verlagsgenossenschaft eG

Rudi-Dutschke-Straße 23

10969 Berlin

www.taz.de/genossenschaft

Familiengenossenschaft

„Die richtige Idee zum richtigen Zeitpunkt“

Dorothea Frey: Es gab zwei Puzzleteile, die ich zusammen gebracht habe. Ich leitete zehn Jahre lang Qualifizierungslehrgänge für Tagespflegepersonen. Einerseits sagten die Teilnehmerinnen, dass sie nun richtig loslegen könnten, aber keine Tageskinder finden. Auf der anderen Seite hatte ich Unternehmen beider Industrie- und Handelskammern in der Metropolregion Rhein-Neckar die Idee einer flexiblen Kindertagesbetreuung vorgestellt.

Wer sind die Mitglieder der Genossenschaft?

Einerseits die Tagesmütter und -väter, die einen Genossenschaftsanteil in Höhe von 100 Euro zeichnen. Dafür können sie unsere Serviceleistungen in Anspruch nehmen – Beratung, Vermittlung und Begleitung der Betreuungsverhältnisse und auch die Qualitätssicherung, zu der ein Hausbesuch pro Quartal gehört, alle sechs Wochen eine Supervision und regelmäßige Weiterbildungen. Andererseits sind die Mitglieder Unternehmen, die mindestens fünf Genossenschaftsanteile zeichnen.

Was bringt die Mitgliedschaft den Unternehmen?

Sie können ihre Mitarbeiterfamilien zur kostenlosen Beratung zu uns schicken und wir stellen eine Tagesmutter, eine Kinderfrau oder einen Babysitter bereit. Wenn eine Vermittlung erfolgreich ist, zahlt das Unternehmen 500 Euro Vermittlungsgebühr.

Welche Art der Betreuung bieten Sie an?

In unserem Leistungsspektrum haben wir die klassische Tagesmutter, die bei sich zu Hause Kinder betreut. Es gibt die Kinderfrau, die in den Haushalt der Eltern geht. Und wir stellen diplomierte Babysitter und Notfallbetreuung bereit, wenn die Oma oder Tagesmutter ausfällt. Außerdem bieten wir eine mobile Kinderbetreuung, wenn ein Unternehmen einen Kongress veranstaltet und die Besucher die Möglichkeit haben, ihre Kinder mitzubringen.



Die Familiengenossenschaft e.G.

Dorothea Frey, 52, Erzieherin und Bankkauffrau, gründete 2006 in der Metropolregion Rhein-Neckar „Die Familiengenossenschaft e.G.“, deren Geschäftsführerin sie ist. Das ist der bundesweit erste Zusammenschluss von Tagesmüttern und Unternehmen, die die Vereinbarkeit von Beruf und Familie fördern.



Was zahlen die Mitarbeiter für die Kinderbetreuung, deren Unternehmen Genossenschaftsmitglied sind?

Zwischen 5 und 5,50 Euro pro Stunde und Kind bei der Tagesmutter, inklusive Ernährung. Wenn Eltern Betreuung suchen, deren Unternehmen nicht Genossenschaftsmitglied ist, liegt der Preis für diese Familie einen Euro pro Stunde und Kind höher.

Was für Unternehmen sind unter Ihren Mitgliedern?

Von Kleinunternehmen bis zu großen Konzernen ist alles dabei: Landmaschinen, Schmierstoffe, die Universitäten und Hochschulen in der Metropolregion, Versicherungen, Rechtsanwaltskanzleien, Kreditunternehmen und Selbstständige.

Angefangen haben Sie am 15. September 2006 mit sechs Unternehmen und 13 Tagesmüttern. Wie hat sich die Genossenschaft in den vergangenen zwei Jahren entwickelt?

Sehr gut. In der Zwischenzeit sind 25 Unternehmen und 58 Tagesmütter Genossenschaftsmitglied geworden. Insgesamt werden aktuell 30 Kinder betreut. Die Genossenschaft hat sich viel besser entwickelt, als wir gedacht haben. Es war die richtige Idee zum richtigen Zeitpunkt. Die Gründung war aber ein riesiger Kraftakt, sehr, sehr bürokratisch und auch mit erheblichen Kosten verbunden. Aber für kleine Selbstständige ist eine Genossenschaft die optimale Rechtsform, um sich am Markt gemeinsam zu etablieren. Die Form der Genossenschaft hat in der Wirtschaft großes Vertrauen, Akzeptanz und Nachfrage sind groß.

Ist Ihr Angebot eine Konkurrenz zu kommunalen Einrichtungen?

Nein, es ist eine Ergänzung. Die kommunale Kinderbetreuung kann und darf nur Kinder versorgen, die in ihrer Kommune wohnen. Aber wir sind im Dreiländereck Mannheim, Heidelberg, Ludwigshafen und können wohnortübergreifend beraten, vermitteln und betreuen.

Standen Sie selbst vor der Entscheidung, Beruf und Familie unter einen Hut kriegen zu müssen?

Ja, ich war berufstätig, und als meine zwei Kinder, die



jetzt studieren, noch klein waren, haben mich die langen Ferienzeiten vor erhebliche Probleme gestellt. Das spielte für die Gründung der Genossenschaft eine bedeutende Rolle.

Oft sind bei Genossenschaften Frauen in der Überzahl. Ist das bei Ihnen auch der Fall?

Ja. Bei uns sind nur 3 Tagesväter Genossenschaftsmitglied. Im Kindergarten oder in der Grundschule ist die Bezahlung so gering, dass es sich viele Männer gar nicht leisten können. Frauen sind oftmals über die Familie krankenversichert, betreuen ihre eigenen Kinder und für sie ist es ein Zuverdienst.

Sie sind gerade dabei, Ihr Angebot zu erweitern und bieten unter dem Motto „Vereinbarkeit von Beruf und Pflege“ Betreuung für ältere Familienangehörige an. Wieder eine richtige Idee zur richtigen Zeit?

Offenbar. Bei meinen Unternehmensbesuchen hatte ich immer wieder mit Personalverantwortlichen zu tun, deren Altersdurchschnitt in der Belegschaft über 50 Jahre liegt und die statt Kinderbetreuung eine Betreuung für ältere Familienangehörige brauchen. Das habe ich so oft gehört, dass ich mich bei dem bundesweiten Wettbewerb „Unternehmen Familie“ der Robert Bosch Stiftung mit dem Antrag „Betreuung, Bildung und Pflege für Senioren“ beworben habe. Unter den 422 Einsendungen gehörten wir zu den 12 Glücklichen, die ausgewählt wurden. Wir sind noch in der Vorbereitungsphase, aber wir haben schon erste Betreuungsverhältnisse.

Ist das Prinzip das gleiche wie bei der Kinderbetreuung?

Ja, nur dass die Mitarbeiter der Unternehmen eine persönliche Betreuung von älteren, kranken oder behinderten Angehörigen bei sich im Haushalt finden können. Wir bieten ihnen Familienassistent/innen, die vom Grundberuf Hauswirtschafterinnen, Alten- oder Familienpflegerinnen sind. Sie übernehmen Botendienste, kaufen ein, kochen und erledigen Aufgaben der Grundpflege. Die Qualitätskontrolle ist dieselbe wie bei der Kinderbetreuung. Wir wollen den Mitarbeitern so viel Unterstützung anbieten, dass sie wegen Pflegeaufgaben zu Hause nicht ihren Job aufgeben müssen. So stärken wir auch die Unternehmen, die ihre Mitarbeiter nicht entbehren müssen.

Die Familiengenossenschaft e. G.

Frühlingstraße 2

67434 Neustadt a.d.W.

www.Familiengenossenschaft.de



Helma Steinbach (1847 - 1918)

Pionierin der Gewerkschaften und Genossenschaften



ZsK-Archiv

In der Frühzeit der Genossenschaftsbewegung, im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, war Helma Steinbach eine der wenigen Frauen, die in diesem damals von Männern dominierten Bereich herausragten. Aus einer verarmten Kaufmannsfamilie stammend und in jungen Jahren mit einem wohlhabenden älteren Mann verheiratet, wurde ihr die Ehe bald zur Fessel. Sie setzte in einem zermürbenden Kampf die Scheidung durch. Danach mittellos schlug sie sich als Näherin, Plätterin und Wäscherin durch. Auch arbeitete sie gelegentlich als Vorleserin in einer „Tabakbude“, wo sie den Tabakgewerkschafter und späteren Reichstagsabgeordneten Adolph von Elm kennen lernte, dem sie 30 Jahre lang verbunden blieb. Sie gründete eine Gewerkschaft der Plätterinnen und organisierte in Hamburg den ersten Streik der Wäscherinnen. Bereits bei der Gründung der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, Vorläuferin des heutigen DGB, war sie dabei. Ihrem Einsatz ist es maßgeblich zu verdanken, dass die Gewerkschaften sich der Mitgliedschaft von Frauen öffneten und die Frauen sich nicht in Sonderorganisationen zusammenschließen mussten.

Dem Aufsichtsrat des 1899 in Hamburg mit gewerkschaftlicher Unterstützung gegründeten „Konsum-, Bau- und Sparverein *Produktion*“ gehörte sie als einzige Frau von der Gründung bis zu ihrem Tode an und war schon Mitglied des Ausschusses, der die Satzung entwarf. In dieser Zeit ist die ‚Produktion‘ zu einem international bewunderten modernen Unternehmen geworden, das 1910 seine 46.500 Mitglieder durch 69 Läden versorgte,

eine große Brotfabrik und die modernste Fleischwarenfabrik Deutschlands unterhielt, 820 Personen beschäftigte und für die Mitglieder über 600 Wohnungen gebaut hatte. Unermüdlich war sie in der sozialdemokratischen Landagitation in Schleswig-Holstein tätig und hat dabei für die Konsumgenossenschaften geworben. Auf Gewerkschafts- und Genossenschaftskongressen war sie eine gefürchtete, und begeisternde Rednerin, die sich auch durch Ordnungsrufe nicht beeindrucken ließ. Aus ihrer Tätigkeit für den Fabrikarbeiterverband ist folgende Anekdote überliefert. „Steinbach zu einem Fabrikanten: ‚Wie kommen Sie eigentlich dazu, diese Menschen wie das liebe Vieh zu behandeln?‘ Dieser: ‚Ich bin Herr in meinem Hause, und sie haben sofort das Haus zu verlassen.‘ Da nahm Helma ihren ollen Sonnenschirm her und haute auf den Tisch, und da ließ sie dann eine Rede los, die sich gewaschen hatte.“

Dr. Burchard Bösche



Die Autorin der zwölf Frauenporträts, Barbara Bollwahn, 44, hat in ihrer Kindheit in Sachsen oft die Rabattmarken ins Konsumheft ihrer Mutter eingeklebt, die es für die Einkäufe im Dorfladen gab. 1984-1986 studierte sie an der Universität in Leipzig Spanisch und Englisch. Nach dem Mauerfall ging sie nach Westberlin. Nachdem sie dort für Journalisten aus Spanien gedolmetscht hatte, fand sie deren Beruf viel interessanter als ihren. 1991 kam sie als journalistische Quereinsteigerin zur taz. Ein Jahr später wurde sie, als die taz-Genossenschaft gegründet wurde, Genossin. Das kostete sie einige Überwindung. Denn das Wort Genosse war für sie bis dahin ausschließlich mit der Partei verbunden. Bis zum Sommer 2007 arbeitete sie als Reporterin und Kolumnistin bei der tageszeitung. Seitdem ist sie selbständig und hat zwei Jugendromane, „Mond über Berlin“ und „Der Klassenfeind und ich“, veröffentlicht.



Anzeigen

taz-Anzeige

80 x 95 mm

Genossenschaft
gründen?

www.genossenschaftsgruendung.de

Telefon 040 - 23 51 97 90



Zentralverband deutscher
Konsumgenossenschaften e.V.

VOM WORT ZUR TAT

www.taz.de/stiftung
T (030) 25 90 22 13

taz panterstiftung

Jetzt kostenfrei abonnieren!

Clara.

Das Magazin der Fraktion DIE LINKE.
im Bundestag

querblick

Infoblatt für feministische Politik und
Geschlechtergerechtigkeit der Fraktion
DIE LINKE. im Bundestag

Mit Interviews, aktuellen nationalen und internationalen Themen, Hintergrundberichten und Reportagen aus dem Inneren des Deutschen Bundestages. Clara./querblick **kostenfrei abonnieren** unter 030 227-51170 oder auf www.linksfraktion.de!

DIE LINKE.
I M B U N D E S T A G

V.i.S.d.P. Ulrich Maurer



Herausgeber:

Zentralverband deutscher Konsumgenossenschaften e. V.

Baumeisterstraße 2, 20099 Hamburg
Tel: 040-235 19 79-0, Fax: 040-235 19 79-67
eMail: info@zdk.coop, Internet: www.zdk.coop



taz Verlagsgenossenschaft eG

Rudi-Dutschke-Straße 23, 10969 Berlin
Tel: 030-259 02-213, Fax: 030-259 02-516
eMail: geno@taz.de, Internet: www.taz.de



Mitteldeutscher Genossenschaftsverband e. V.

Helbersdorfer Straße 44-48, 09120 Chemnitz
Tel: 03 71-27 88-0, Fax: 03 71-22 61 78,
eMail: mgv@mgv-info.de, Internet: www.mgv-info.de

Text:

Barbara Bollwahn

Layout:

Infotext, Berlin



Zeichnungen:

Tom Körner

Redaktion:

Dr. Burchard Bösche, Zentralverband deutsche Konsumgenossenschaften e. V.

Redaktion und Produktionsabwicklung:

Irene Scheda, taz Verlagsgenossenschaft

Druck:

Druckerei Hermann Schlesener KG, Berlin

Verlag:

taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Rudi-Dutschke-Straße 23, 10969 Berlin

8,00 Euro

ISBN 978-3-937683-21-8



9 783937 683218

1. Auflage Berlin 2008